

Pop

Zurückgedreht

Aus einem alten Hit der Byrds wissen wir, dass es für alles eine Zeit gibt: für die Geburt, den Tod, fürs Pflanzen und für die Ernte. „Turn! Turn! Turn!“ heißt das Lied, denn es dreht sich ja nicht nur die Schallplatte, es dreht sich die Welt – und war Popmusik gestern noch der Sound des Aufbruchs, so ist sie heute wieder in der Phase angekommen, in der Sänger mit schönen Stimmen altmodische Lieder singen. So war es schon mal, bevor Elvis und die Beatles kamen und die Rockrevolution begann. Früher hieß das Easy Listening. Heute sagt man Adele dazu oder Castingshow oder vielleicht Jochen Distelmeyer, denn auch der ist einer dieser Menschen mit schöner Stimme, der nun alte Lieder singt. Sein neues Album „Songs

from the Bottom Vol. 1“ ist eine Sammlung von zwölf Popklassikern, darunter „Video Games“ und „Let’s Stay Together“. „Turn! Turn! Turn!“ ist auch dabei. Auf den Konzerten von Distelmeyers früherer Band Blumfeld gehörten Coverversionen zu den Höhepunkten. Dieses Album erinnert nun daran, dass es in Popkarrieren für alles eine Zeit gibt, auch für die Ratlosigkeit nach der Auflösung der Band. sha



Cover des Distelmeyer-Albums

Elke Schmitter Besser weiß ich es nicht

Abseits & Badewanne



Sie wollen wissen, warum der Berliner Flughafen nicht fertig wird? Ich weiß es, denn ich habe in dieser Stadt versucht, eine Altbauwohnung sanieren zu lassen. Fünf Handwerker, die sich in sechs Dialekten am Kopf kratzen, während sie um eine Badewanne stehen: Dit ist Berlin. Und da reden wir noch nicht einmal über Vorwürfe wie Korruption, Betrug und Schwarzarbeit. Wir reden über Materie und deren unterschätzte Tücke: Im Kopf, da ist gut Pläne machen. Texte kann man umschreiben, den ersten Satz des Streichquartetts neu komponieren, Romane kann man redigieren. Doch was verfließt ist, das muss abgeschlagen werden, und dann kann es einen Wasserschaden geben, weil das Rohr nicht läuft, wo es laufen soll, und von Elektroleitungen ist da noch gar keine Rede.

Das ist, zugegeben, kompliziert und somit Grund genug für frische Schwierigkeiten. Aber damit ist so ein Bau noch nicht in jener Dimension, in die er eigentlich gehört, und die heißt Komplexität. In ihrem großartigen Überlebensbuch „Kompass neues Denken“ erklärt die Philosophin Natalie Knapp den fundamentalen Unterschied zwischen kompliziert und komplex am Beispiel von Abseits und Spiel. Das Begreifen der Abseitsregel gilt in weiten Kreisen als letzte Instanz, wenn das Geschlecht umstritten ist, denn sie ist kompliziert. Und doch kann man, hat man sie einmal verstanden, die Regel immer wieder abrufen; sie ist stereotyp. Fußball als Spiel ist hingegen spannend, nicht weil es kompliziert ist, sondern weil es komplex ist. Das Wetter, die Stimmung, der Schiedsrichter, Taktik und Glück: Es greifen so viele Faktoren ineinander, bis Bayern gewonnen hat, dass ein Ergebnis nicht vorhersagbar ist. Zudem sind die Verläufe irreversibel, die Wirkungsketten nicht mehr rücknehmbar: Ein komplexes Geschehen, ob die Französische Revolution, ein Börsencrash oder ein Ehebruch, verändert die Wirklichkeit in nicht kalkulierbarer Weise. Und was als Tragödie geplant war, endet vielleicht als Farce.

Die Berliner Farce hat noch immer 1470 Hektar, alles andere hat sich verändert. Staaten zerfallen, ein Sozialist bewirbt sich fürs Weiße Haus, die Kanzlerin zeigt Herz – doch am südöstlichen, ausgefransten Rand der Hauptstadt der Republik wachsen noch immer Gänseblümchen durch den Asphalt. Vor mehr als acht Jahren sollte der Flugverkehr erstmals starten, die Kosten sind von 1,7 Milliarden auf das Vierfache gestiegen, eine Prognose zur sogenannten Inbetriebnahme wagt niemand mehr.

Andererseits hat man sich daran gewöhnt. Ab einer gewissen Komplexitätsstufe tritt eine melancholische Ermüdung ein, ein nestroyhaftes Abwinken, eine Durchwurstelei, deren geheime Schadenfreude den eigenen Schaden einbezieht. Man kann auch ohne Badewanne leben und warum nicht ohne Zentralflughafen? Vielleicht planen die Verantwortlichen für das Desaster inzwischen längst eine andere Karriere, am besten irgendwas mit Menschen. Da ist die Frage, was passt und Planerfüllung ist und funktioniert, viel liberaler zu entscheiden.

An dieser Stelle schreiben Elke Schmitter und Nils Minkmar im Wechsel.

Fernsehen

Fall Barschel als Melodram

Ein Journalist liegt mit seiner Freundin im Bett. Die Frau, gespielt von Antje Traue, ist angeblich Fotografin, möglicherweise aber auch ein Lockvogel der Konkurrenz oder gar des BND. Will sie ihn aushorchen über seine Recherchen im Fall Uwe Barschel? Egal, der Journalist (Alexander Fehling) ist verliebt, er sagt zu ihr: „Du bist vielleicht ein Zauberwesen.“ Wunderbare Journalistenpoesie, Harry Potter trifft Rosamunde Pilcher! Die Szene kann aber auch als Indiz da-

für gelten, dass der 175-minütige ARD-Film „Der Fall Barschel“ (Sendetermin: Samstag, 20.15 Uhr) wohl doch kein „packender Polit-Thriller“ ist, wie vom Sender gehauptet. Tatsächlich handelt es sich eher um ein Melodram mit Hang zum Kitsch und Klischee. Reporter der fiktiven „Neuen Hamburger Zeitung“ wollen den Tod Uwe Barschels (Matthias Matschke) ergründen, sie verfolgen unzählige Verschwörungstheorien, immer in Sorge, dass die Kollegen „beim SPIEGEL sich jetzt schon scheckig lachen“. Barschel, Exministerpräsident von Schleswig-Holstein, war 1987

in der Badewanne eines Hotelzimmers in Genf tot aufgefunden worden. Mord? Selbstmord? Die echte Barschel-Affäre ist kompliziert, die Dialoge des Films (Buch und Regie: Kilian Riedhof) wirken bisweilen wie eine Rezitation der Wikipedia-Einträge zum Thema. mwo



ARD DEGEDO / STEPHAN RABOLD

Matschke in „Der Fall Barschel“